

D

Deskription, die

Michael Solf

f., -en, – ‚Beschreibung‘, auch ‚Arbeit, Mittel und Ziel der Tätigkeit eines Lexikographen‘, dazu Bierce (1911) in ‚The Devil's Dictionary‘:

LEXICOGRAPHER, n. A pestilent fellow who, under the pretense of recording some particular stage in the development of a language, does what he can to arrest its growth, stiffen its flexibility and mechanize its methods. For your lexicographer, having written his dictionary, comes to be considered "as one having authority," whereas his function is only to make a record, not to give a law. The natural servility of the human understanding having invested him with judicial power, surrenders its right of reason and submits itself to a chronicle as if it were a statute. Let the dictionary (for example) mark a good word as "obsolete" or "obsolescent" and few men thereafter venture to use it, whatever their need of it and however desirable its restoration to favor—whereby the process of impoverishment is accelerated and speech decays.

Nehmen wir an, Deskription wäre ein *recording some particular stage in the development of a language*, also die „möglichst erschöpfende und geordnete Aufzählung der charakteristischen Merkmale“ (Eisler 1910: 168) einer Sprache. Darf das als kleinster gemeinsamer Nenner gelten, beginnen die Schwierigkeiten der Sache denn auch nicht mit dem Ziel, sondern mit den Werkzeugen, zu diesem Ziel zu gelangen. Noch wichtiger für eine ‚Beschreibung‘ ist außerdem die Frage, wie vollständig sie sein muss, um überhaupt als solche gelten zu können, wie viele Leerstellen der Beschreibung einer Beschränkung auf bestimmte relevante Beobachtungseinheiten zum Opfer fallen und welche ergänzende Rolle dabei subjektive Wertungen und Interpretationen spielen dürfen. Schließlich ist das Sammeln von Daten zwar eine wichtige Aufgabe der Linguistik, das aber ja nicht zum Selbstzweck: Viel wichtiger dürfte nach Ansicht der meisten Linguisten die Interpretation der Daten sein, und für die mit den nötigen Schlüssen einhergehende Abstraktionsleistung ist im Regelfall eine Vollständigkeit der Daten weder erwünscht noch notwendig. Wäre es möglich, dieses Problem ganz aus der Diskussion auszublenden, könnte man schlicht behaupten, dass Deskription in der Linguistik festhalten soll, wie die Sprecher einer Sprache ‚wirklich‘ sprechen.

Bevor die Frage gestellt werden kann, ob und wie das zu erreichen ist, muss die Deskription von einem Vorgehen abgegrenzt werden, vor dessen Hintergrund sich ihr Anliegen umso deutlicher abhebt: die Präskription. Präskriptive Regeln sollen nicht zeigen, wie eine Sprache von einer

Menge an verrohten Sprachbenutzern tatsächlich verwendet wird, sondern wie sie nach Meinung gewisser Instanzen, deren Ziel die sehr unterschiedlich motivierte Pflege der ‚richtigen‘ Sprache ist, benutzt werden sollte. Da sie ihrer Natur nach nicht intuitiv erfasst werden können, müssen präskriptive Regeln im Gegensatz zu deskriptiven Regeln auswendig gelernt werden. Während sich deskriptive Aussagen immer auf geeignete Korpora stützen (müssen), dürften methodisch nicht an der Sprachwirklichkeit orientierte präskriptive Aussagen definitionsgemäß kaum anhand von Korpusdaten verifizierbar sein.

Nun ist es leider so, dass die Natur des Phänomens eine so reine Lesart nicht zulässt: Natürlich ist es denkbar, das, was nur unter normativen Gesichtspunkten ‚Fehler‘ genannt werden kann, quantitativ aus einem Korpus herauszufiltern. Im Übrigen gibt es gewissermaßen natürliche Einbruchstellen von Normierung in Wörterbüchern: Dazu zählen etwa die Rechtschreibung und auch über die standardisierte Hochsprache überhaupt präskribierende Elemente in so gut wie allen Gebrauchswörterbüchern. Das trifft selbstverständlich auch auf ein Wörterbuch wie das Deutsche Wörterbuch zu, das sich den geltenden Rechtschreibnormen verweigert: Der Versuch, präskribierend einen neuen Standard zu etablieren, fällt wegen der stark markierten Schreibungen sogar besonders ins Auge.

Selbstverständlich werden manche Verfechter einer normierten Rechtschreibung ihre Sache nicht als Zwang zu künstlichen Normen verstehen, sondern ihre Ergebnisse aus dem allgemeinen Sprachgebrauch ableiten wollen. Es bleibt aber dabei, dass Rechtschreibung Regeln, neue Regeln, geänderte Regeln, alle Regeln auf alle Teile des Wortschatzes ausdehnen möchte und damit (Gebrauchs-)Wörterbücher ohne präskriptive Elemente kaum denkbar sind, wozu noch einiges zu sagen bleibt. Theoretisch ist ja niemand gezwungen, sich außerhalb des definierten Geltungsbereiches an vorgefertigte Rechtschreibregeln zu halten – praktisch ist das selbstverständlich der Fall.

Zum anderen liegt eine Hauptschwierigkeit reiner Deskription in ihrem Anspruch, relevante Eigenschaften möglichst theorielos aufzulisten, eine Forderung, die naturgemäß von denjenigen nicht erhoben werden kann, die nicht nur beschreiben wollen, *wie* jemand spricht, sondern *warum* das so ist: Schließlich steht reiner Empirismus unter Linguisten nach manchen materialreichen, aber erklärungsarmen Arbeiten der ältesten Zeit der Wissenschaft, in die heute kaum noch jemand einen Blick werfen mag, nicht mehr in hohem Ansehen. Dieses Problem kann nur dann aus dem Blick geraten, wenn eine bestimmte Theorie auf einem Gebiet so lange und selbstverständlich vorherrscht, dass deren hypothe-

tischer Charakter nicht mehr erkennbar ist und gewissermaßen Theorie und Wirklichkeit verwechselt werden. Offensichtlicher wird das Problem dann, wenn Modelle ganz anderer Wissenschaften (vorzugsweise aus den Naturwissenschaften) zur Erklärung linguistischer Tatsachen angewendet werden, um im Anschluss die Mühe zu demonstrieren, die es macht, mit der Entwicklung der Ausgangsmodelle Schritt zu halten – wie etwa die seit Schleicher immer wieder diskutierten Anleihen in der Evolutionstheorie nach den in den Blick geratenen epigenetischen Eigenschaften wiederum wohl einer schwerfälligen Korrektur bedürfen. In jedem Fall ist es nicht selbstverständlich, unter den Begriff der Deskription auch Erklärungsregeln zu subsumieren, wie ein Blick auf den tatsächlichen Sprachgebrauch zeigt:

Im am häufigsten verstandenen Sinne bedeutet *Deskription* wie gesagt nichts anderes als ‚Beschreibung‘, aber schon im Lateinischen zeigt das Wort die ganze Bandbreite der in der Diskussion strittigen Inhalte: Das Deutsche folgt in weitem Maße, zunächst in der Bedeutung ‚Abschreiben, Kopieren‘, wie in

Ich habe endlich einen neuen Kupferstich von unserm Albert gesehen [...]. [...] [I]ch kannte die Stube, den Tisch und die runden Scheiben gleich wieder, die Dürer auf diesem Bilde von seiner eignen Wohnung abgeschrieben hat. (Tieck 1798: 155)

Eine Lesart, die auf die Arbeit (nicht nur) von Lexikographen gut passt, wie schon Campe durch seinen vieldiskutierten Umgang mit Adelung zeigt, – und daran an schließt natürlich das ‚Beschreiben, Schildern, Darstellen‘:

Gemäß dem Kriterium minimaler Korrelationen mit den Maßen der Basislinienverschiebung [...] wurden zur Deskription der Aktivität nach Hinweisreiz 1 die folgenden Parameter ausgewählt [...]. (Rösler 1982: 360)

Anders allerdings als im Lateinischen gehören im Deutschen ‚Erklärungen‘ (‚Diagnosen aller Art‘) wie gesagt nicht notwendigerweise zum Kernbereich von *Deskription*:

Daß hier keine bloße Deskription, sondern eine Tiefendiagnose angestrebt wird, bringen schon Kapitelüberschriften wie „The Causes of the Rise in Prices and Incomes 1956/57“ (erster Bericht) zum Ausdruck. (Giersch 1960: 293)

Aus der Unmöglichkeit „bloßer Deskription“ könnten sich Konsequenzen für das Selbstverständnis der Linguistik ergeben. (FAZ 17.09.2003)

Keine sich als deskriptiv begreifende Theorie ist aber, wie Reisigl und Warnke (2013: 27) schreiben, lediglich beschreibend: „Ohne Explikation

und Argumentation zusätzlich zur Deskription ist keine Wissenschaft möglich.“

Der Bruch zwischen dem, was in der Theorie als Deskription, und dem, was als Präskription wahrgenommen wird, stellt sich in der Praxis eher als Übergang dar:

Der Deskription muss nämlich die Fassung eines Beschreibungssystems vorangehen, dessen theoretische Vorannahmen die Form der wissenschaftlichen Beschreibung vorgibt. Auch wenn die Deskription selbst dann durch Nachprüfbarkeit an einem breit angelegten Korpus mehr ist als das bloße Verifizieren dieses Beschreibungssystems, enthält dieses Beschreibungssystem Vorannahmen über die Akzeptabilität und Wohlgeformtheit von sprachlichen Ausdrücken, könnte also zu erzielende Ergebnisse präjudizieren und ein Vorverständnis lediglich bestätigen. Schließlich ist es nicht Aufgabe der Beschreibung zu entscheiden, was richtig oder falsch ist, sondern Auskunft über die vorgefundenen Strukturen zu geben. Einer Ableitung geht also immer auch eine gewisse Vereinfachung voraus, wie das übrigens bei einem noch nicht abgeschlossenen Korpus wie dem einer lebenden Sprache logisch auch nicht anders sein kann.

Auch die Benutzung und Beschreibung der Hochsprache selbst setzt bereits einen normativen Rahmen, der „einer bestimmten Sprachausprägung zum Anschein des Natürlichen, zumindest aber des nicht hinterfragbar Gegebenen“ verhilft (Eisenberg 2006: 17) und der der Beschreibung vorangeht. In den Worten von Haß-Zumkehr (2001: 344–345):

Wenn Lexikografen den Wortschatz einer Leitvarietät und deren sprachsystematische Regeln wie soziokulturelle Normen beschreiben und dabei überwiegend implizite Mittel verwenden, die von den meisten Nutzern als normierend interpretiert werden, dann vermitteln Wörterbücher Sprachgebrauchsnormen selbst da, wo Lexikographen dies weit von sich weisen möchten. Tatsächlich tragen auch die Lexikografen selbst ihr Scherflein zur Kodifizierung der Leitvarietät bei.

Denn tatsächlich geht ja der Beschreibung des in einem Wörterbuch zu beschreibenden *usuellen* Gebrauchs von Sprache bereits ein mehr oder weniger voreingenommenes Werturteil über den Sprachgebrauch voraus, das auch nicht immer über passende Varianzausdrücke (wie *Jargon*, *umgangssprachlich* und dergleichen) seinen Niederschlag im Wörterbuch findet. Natürlich ist diese so beschriebene Sprache keine ‚bessere‘ Sprache, nur weil sie die Grundlage, das Instrument und das implizit angestrebte Vorbild der Darstellung ist. Es handelt sich lediglich um ein prestigeträchtigeres Register der Sprache und im Zweifelsfall einer lediglich geschriebenen Form. Von einer gleichrangigen Berücksichtigung gespro-

chener und geschriebener Sprache kann nämlich keine Rede sein: Manchen theoretischen Forderungen laufen hier die praktischen Zwänge zuwider. Normaussagen werden also in aller Regel – jedenfalls in den Wörterbüchern und den Grammatiken – zu einer künstlichen schriftlichen Varietät getroffen und keineswegs darüber, *wie die Leute tatsächlich reden*.

Schließlich ist es so, dass sich vollkommen abseits der – jedenfalls in der Wissenschaft kaum mehr begangenen – Pfade traditioneller Normierungsbemühungen starke normative Einflüsse auf eine deskriptive Arbeit unter dem weiten Begriff der „kritischen Wissenschaft“ neu etabliert haben. Derartiger Kritik ist häufig ein präskribierender Zug inhärent, der (so Reisigl & Warnke 2013: 17) mit einem hohen Grad an deontischer Modalität (*müssen, sollen, geboten sein, nicht dürfen, verboten sein*) einhergeht. Diese Einflüsse als Ergebnis gesellschaftlicher Veränderungen nehmen in den Wörterbüchern von der Stichwortauswahl über die Lemmatisierung, die Auswahl von Belegen und die Form der Bedeutungsangaben durch die gesamte Arbeit Gestalt an. Hier treffen sich Kritik und Präskription.

In jedem Lexikografen und in jeder Lexikografin steckt ein Sprachteilhaber, der – geht es um die Sprache der eigenen Zeit – Gefühl, Geschmack und damit auch die kulturell vermittelten Bewertungen sprachlicher Ausdrücke und ihrer Verwendung einbringt. (Haß-Zumkehr 2001: 345)

Auch wenn Deskription das proklamierte Leitbild linguistischer Arbeit bildet, handelt es sich also streng genommen um ein unerreichbares Ideal.

Dazu kommt folgendes Problem: Da sich deskriptive Beschreibungen nach einer weitverbreiteten Meinung vor den präskriptiven dadurch auszeichnen, dass ihr Ergebnis nicht willkürlich gefunden, sondern an einer breiten Datenbasis nachprüfbar ist, hängt eine Unterscheidung zwischen beiden letztlich an der Breite und Repräsentativität des benutzten Korpus, oder, wie Mugdan (1985: 210) sagt:

Nicht selten klaffen allerdings Anspruch und Wirklichkeit auseinander, und manche Darstellung, die nicht präskriptiv sein will, wird es faktisch dadurch, daß sie nicht auf den erforderlichen Beobachtungen fußt.

So geraten einerseits aufgrund diverser pragmatischer Beschränkungen regelmäßig nur bestimmte Ausschnitte in das Blickfeld der Bearbeiter und niemals das, was man die Gesamtheit der Sprache in ihren vielfältigen Erscheinungen nennen könnte; andererseits liegt auf der Hand, dass sich durch geschickte Quellenauswahl als wünschenswert erachtete Er-

gebnisse erzielen lassen. (Abgesehen davon wird das Korpusprinzip bei wahrscheinlich allen Wörterbüchern, denen das überhaupt möglich ist, regelmäßig durchbrochen – oder, anders gesagt, durch die Sprachkompetenz der Lexikographen ergänzt).

Wiederum aus praktischen Erwägungen wird die Beschreibung im Regelfall keine Vollständigkeit bieten können: Sogar auch nur relative Vollständigkeit bei gleichzeitiger Konsistenz ist bei einem groß angelegten Wörterbuch mit einer notwendigerweise langen Bearbeitungszeit von vornherein praktisch nicht möglich, was wegen auseinandergehender Erwartungshaltungen überall zu vorhersehbaren Konflikten führt. Einstweilen bleibt jedes Gebrauchswörterbuch tendenziell eine ewige Baustelle und der Wörterbucheintrag eine modellhafte Verkürzung. Das weist auf eine konstitutive Besonderheit der Lexikographie hin (die sie mit den für ein breiteres Publikum bestimmten Darstellungen von Aussprache und Grammatik gemeinsam hat): Die Orientierung am Benutzer des Werkes.

On the contrary, the bold and discerning writer who, recognizing the truth that language must grow by innovation if it grow at all, makes new words and uses the old in an unfamiliar sense, has no following and is tartly reminded that 'it isn't in the dictionary'—although down to the time of the first lexicographer (Heaven forgive him!) no author ever had used a word that was in the dictionary.

(Bierce 1911: 544)

So wie überhaupt ein Modell ohne Adressaten sinnlos ist, so ist auch Sprachbeschreibung nur sinnvoll, wenn ein Empfänger sie entschlüsseln kann. Im Extremfall ist das Beobachtete so komplex beschrieben, dass ein Wörterbuch etwa der Vorwurf treffen kann, eine Bleiwüste zu sein, in der sich jeder Hilfesuchende verirren müsse. Zu diesem sehr praktischen Problem kommt erschwerend hinzu, dass Bedürfnisse und Lesegewohnheiten von Benutzern keineswegs konstant sind, sondern sich in relativ kurzen Abständen ändern können: Menge, Art und Darstellung von Information sind zudem von – vor dem Horizont lang angelegter Werke – zuletzt schnell wechselnden Medien abhängig. Ein Mehr an Deskription führt also nicht unbedingt zu mehr Klarheit, sondern für viele Benutzer zu mehr Unverständlichkeit. Sicherlich wäre es denkbar, auf die Beachtung von Benutzerinteressen zu Gunsten einer vollständigen Darstellung zu verzichten. Das allerdings ist eine rein theoretische Frage, da so angelegte Wörterbücher schlicht keinen Erfolg und deshalb auch keine Finanzierung finden würden. Für wen sollte man sie auch sonst schreiben?

Dazu kommt das zentrale Dilemma, dass Wörterbücher auch gegen alle Absicht ihrer Verfasser normativ gelesen werden können – und wer-

den: Wörterbuchbenutzer schließen aus der Aufnahme oder dem Fehlen einer Form im Nachschlagewerk auf deren Richtigkeit und Angemessenheit. Eine vergleichbare Rolle spielt die Reihenfolge, in der Informationen geboten werden: Bei der Lemmatisierung etwa wird die zuerst gegebene Variante höher bewertet als die folgende. Vor der Folgerung, dass die ersten Buchstaben des Alphabets wertvoller als dessen letzte sein müssen, bewahrt wohl nur ein weiterer Konflikt: Wörterbücher werden ohnehin nicht von vorn nach hinten gelesen, sondern von Fall zu Fall benutzt, auch wenn das sprichwörtlich ungelesene Vorwort unerlässliche Informationen zum Verständnis der Einträge liefert. Jacob Grimm (1854: XII–XIII) etwa bietet in seinem Vorwort zum ersten Band des Deutschen Wörterbuches folgendes schöne Bild eines idealen Benutzers – und klare Worte für ein aus seiner Sicht fehlgeleitetes Benutzerinteresse:

fände bei den leuten die einfache kost der heimischen sprache eingang, so könnte das wörterbuch zum hausbedarf, und mit verlangen, oft mit andacht gelesen werden. warum sollte sich nicht der vater ein paar wörter ausheben und sie abends mit den knaben durchgehend zugleich ihre sprachgabe prüfen und die eigne anfrischen? die mutter würde gern zuhören. [...] man darf nur nicht die fesselnde gewalt eines nachhaltigen füllhorns, wie man das wörterbuch zu nennen pflegt, und den dienst, den es thut vergleichen mit dem ärmlichen eines dünnen handlexicons, das ein paarmal im jahr aus dem staub unter der bank hervor gelangt wird, um den streit zu schlichten, welche von zwei schlechten schreibungen den vorzug verdiene oder die steife verdeutschung eines geläufigen fremden ausdrucks aufzutreiben.

Leider ist es aber abseits aller romantischen Vorstellungen über den Wörterbuchbenutzer, über den man ansonsten, wie allseits immer wieder festgestellt wird, relativ wenig weiß, sicher, dass er in erster Linie autoritative Entscheidungshilfe in Zweifelsfällen sucht. Dass das nicht jeder Lexikograph richtig findet, weiß der Benutzer nicht, und selbst wenn er es wüsste, würde er die Vorschläge der Wörterbücher nicht einfach ignorieren. Lexikographen machen es ja nicht anders. Erforderlich für eine entsprechende Akzeptanz ist lediglich, dass sich der Benutzer zum vorge schlagenen Standard grundsätzlich loyal verhält: Entfernt der Standard sich zu sehr von seiner Erfahrungswelt – etwa, weil das Wörterbuch einen historischen Sprachstand konserviert oder allzu aktuelle Neueinträge vornimmt – wird die Entscheidungsmacht des Wörterbuches tendenziell in Frage gestellt, wie etwa die regelmäßigen Diskussionen um die Aufnahme neuerer Anglizismen in Gebrauchswörterbücher zeigen. (Es gibt übrigens Wörterbücher, die aus diesem Grund viele Jahre beobachten, ob sich ein Wort etabliert hat, bevor es aufgenommen wird.)

Benutzer suchen also Hilfe bei einzelfallbezogenen Fragen, und entgegen den Hoffnungen Jacob Grimms eben doch zuallererst bei orthogra-

phischen und anderen normorientierten Problemen. Die Auskunftssuchenden dürften dabei kein primäres Interesse daran haben, eine Norm zu stützen, die ihnen – sonst hätten sie ja dieses Fragebedürfnis nicht – in Teilen unbekannt und fremd ist. Viel eher dürfte ihnen daran liegen, das richtige sprachliche Register korrekt zu bedienen und damit die eigene gesellschaftliche Position zu stärken.

Auch die Lexikographen beteuern also andererseits fest, dass sie ihrerseits Sprache lediglich beschreiben wollen, so wie (Urdang gebraucht diesen Vergleich) ein Kartograph seine Aufgabe nicht darin sehen würde, Flüsse umzulegen, Berge umzusetzen oder Seen auf der Karte einzutragen, wo es ihm gefällt. Abgesehen davon, dass es solche Kartographen durchaus gegeben hat, nämlich immer dann, wenn ein bestimmtes Interesse zur Fälschung von Karten vorhanden war (*Vermeide, die genaue Lage strategisch wichtiger Punkte anzugeben!*), sind Kartographen natürlich frei, einen Berg auf ihren Karten mit oder ohne Höhenlinien einzutragen, in welcher Farbe es ihnen gefällt, solange das Ergebnis maßstäblich an der Wirklichkeit überprüft werden kann: Niemand wird die Existenz des Berges bezweifeln. Lexikographen dagegen sind auf die metasprachliche Ebene verwiesen, wo die (normierend verstandene) Zuweisung von Kategorien oft viel schwerer zu treffen und entschieden kontextabhängiger ist als die Unterscheidung zwischen einem Berg und einem See. Mit einem großen Zitat anders ausgedrückt:

[W]ir müssen uns daran erinnern, daß das, was wir beobachten, nicht die Natur selbst ist, sondern Natur, die unserer Art der Fragestellung ausgesetzt ist.

(Heisenberg 1959: 40)

Und um im Bild zu bleiben: Der Wörterbuchbenutzer will nicht nur wissen, ob da ein Berg ist und wie ein Berg aussieht (das weiß er vielleicht schon selbst), sondern ob andere, die etwas davon verstehen, dort auch einen Berg sehen und in welcher Farbe man ihn zeichnen soll (wenn das jemand vorhätte).

Wie gesagt, gibt es Wörterbücher, die damit verbundene Sprachberatung und auch den Sprachunterricht aber nicht wegen der Sprache, sondern wegen deren Benutzer und jeder, der seine Tätigkeit in diesen Bereichen versieht, wird wissen, dass seine angebotene und gern angenommene Hilfe auf gelernten Regeln fußt und nicht zum Ziel hat, die Sprache so, wie sie vorgefunden wird, sondern angemessen zu verwenden. Liegt sprachliche Normierung damit weder im vordergründigen Interesse der Normverfasser, die lediglich eine neutrale Abbildung anstreben oder zu einem angemessenen Sprachgebrauch verhelfen wollen, noch im Interesse der Normbenutzer, ist sie damit ganz wesentlich ein

Ergebnis des Wirkens der ‚unsichtbaren Hand‘, so wie wir das vergleichbar konstatieren, wenn wir eine Frau im Regelfall und seit langer Zeit nicht mehr *Weib* nennen wollen.

Wenn nun aber Lexikographen keine unabhängigen Beobachter sein können, sondern mit dem, was sie tun, daran mitwirken, einen Standard zu verfestigen, müssen sie sich eingestehen, dass sie einem Dilemma unterliegen, das man (mit einer Entschuldigung an Sokal & Bricmont) als lexikographische Unschärferelation bezeichnen könnte:

Lexikographen können nichts beschreiben, ohne es zu beeinflussen.

Den unabhängigen Beobachter gibt es nicht: In dem Moment, in dem die Beschreibung konsultiert wird, nimmt sie potenziell Einfluss auf sprachliche Normen und ändert den Ausgangszustand der Beobachtung.

Nehmen wir als einfaches neueres Beispiel den *AStA*. Abgesehen von den weiteren möglichen Schreibweisen dieses Akronymes, also zum Beispiel <Asta>, gibt es Unsicherheiten im Genus (*die Asta* ist gar nicht so selten belegt) und im Plural (wo *die Asten* durchaus verbreitet sind). Eine neutrale Beschreibung muss das festhalten. Muss das auch ein normativ gelesenes Gebrauchswörterbuch? Hier gilt die Feststellung von Haß-Zumkehr (2001: 343):

Ob Nutzer ein Wörterbuch als normativ begreifen, hängt von ihrer Einstellung gegenüber dem jeweiligen sprachlichen Standard ab. Akzeptieren sie ihn und wollen sie sich ihm anschließen, interpretieren sie die Angaben in einem standardbezogenen Wörterbuch als beschreibend, aber zugleich als orientierend. Lehnen sie hingegen den Standard ab, der im Wörterbuch dargestellt wird, werden auch die beschreibenden Angaben kritischer gesehen und als versuchte Sprachlenkung infrage gestellt. In diesem Fall können deskriptive Angaben als besonders raffinierte und manipulative Normierungsversuche gesehen werden [...].

Zweifellos ist dieser präskribierende Effekt unerwünscht. Nichtsdestotrotz ist er regelmäßig vorhanden und man muss ihn, um ihm begegnen zu können, in der lexikographischen Arbeit in Betracht ziehen wie einen natürlichen, mechanischen Reibungsverlust.

In der frühesten Zeit deutscher Wörterbücher übrigens haben Lexikographen ihre Aufgabe vollkommen anders verstanden: Wie Donhauser (1989a) schreibt, wird für die Zeit vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die kodifizierende Leistung von Wörterbüchern und Grammatiken als positiver Beitrag zur Sprachentwicklung anerkannt. Beide Textgattungen müssten in dieser Zeit ihren Gegenstand nämlich erst einmal fixieren, ‚kodifizieren‘, weil noch kein schriftsprachlicher Standard existiert hätte, den man rein beobachtend beschreiben konnte. Die Auseinan-

dersetzung mit beschreibenden Phänomenen orientierte sich seinerzeit präskribierend (und dabei ganze Kategorien neu schaffend) am lateinischen Vorbild, das wohl schon deshalb eine präskriptiv-normative Sichtweise vorgab, weil die normgebenden Grammatiken des Lateinischen selbst aus einer Zeit des ‚Verfalls‘ stammen, in der die Orientierung an den ‚richtigen‘ Vorbildern die Aufgabe der Grammatiker wurde. Wenn Donhauser festhält, dass die älteren Grammatiken vor der Frage nach dem deskriptiven Bezugspunkt ihrer Beschreibungen stünden, der anders als in den späteren Jahrhunderten zu diesem Zeitpunkt eben gerade nicht einfach unter Bezugnahme auf eine existierende und allgemein anerkannte Sprachnorm zu beantworten war, darf man daraus sogar folgern, dass das Werk heutiger Deskription zu einem guten Teil historische Präskription (die sich selbstverständlich nahe am Vorgefundenen orientieren musste) geradezu voraussetzt und gewissermaßen als zweite Seite derselben Medaille lediglich das zeitgemäße Gewand einer ganz ähnlichen Absicht und Tätigkeit darstellt.

God said: 'Let Spirit perish into Form,'
And lexicographers arose, a swarm!
Thought fled and left her clothing, which they took,
And catalogued each garment in a book.
Now, from her leafy covert when she cries:
'Give me my clothes and I'll return,' they rise
And scan the list, and say without compassion:
'Excuse us – they are mostly out of fashion.'

(Sigismund Smith in Bierce 1911: 544)